

Zeitschrift: Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz
Herausgeber: Verein kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz
Band: 4 (1897)
Heft: 8

Artikel: Zwei Frühlingspflänzchen [Fortsetzung]
Autor: Gander, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-531468>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gramina vor den hinfälligen Menschen zu genügen, vielleicht manche hundert Stunden Dinge dozieren mußte, die ihm jetzt gleich nutzlosem Steppensand vorkommen, für Lehrer und Schüler nicht würdig einer Minute der kostbaren Lebenszeit; dagegen als lauterer Gold von unermesslichem Wert wird seinem ermattenden Auge selbst das Mindeste erscheinen, was er an den Kindern für den Herrn getan hat, der sich ohne Anmaßung das Alpha und Omega alles Geschaffenen nennt, ob schon das Kleid der äußersten Verdemütigung Ihn immer noch umhüllt.

Eingefandt von Pfarrer E. in O.

Zwei Frühlingspflänzchen.

Von P. Martin Gander, O. S. B.

2. Das Schneeglöckchen.

Ich kenn' ein Glöcklein, lieblich und zart,
Durch weißen Schmelz verschönt,
Das leise nur, doch wunderbar,
Durchs Reich der Lüfte tönt;
Ein Glöcklein ist's, aus Flor gewebt,
Das jedes Herz mit Lust belebt.

Bescheiden hängt das Glöcklein nur,
An einem grünen Band,
Das die Natur mit zarter Kunst
Ihm nun das Hälschen band.
Und wenn die Luft das Glöcklein schwingt,
Es lieblich durch die Fluren klingt.

Forsteneichner.

Wer schwingt denn dieses kleine, schneeweiße Blütenglöckchen, daß es hinaustöne in alle Welt und überall den Frühling verkünde? Es war einst ein langer, kalter Winter, so erzählt die Sage, und der Schnee wollte nicht vergehen. Unter der weißen Erddede harrten bereits einige Pflanzentknochen auf ein freundliches Augenwinken des Frühlings. Da das Warten aber etwas lange wurde, sprach die eine zur andern: „Horch, Schwesterchen, ich möcht's versuchen, wie's draußen aussieht!“ Sagte die andere: „Probier's, ich mache mit!“ Also haben sie die Reimblätter fein zugespitzt, daß sie scharf wurden wie Pfeile und durch den Schnee schießen konnten. Dann versuchten sie's. Es hat sie nicht wenig gefroren bei der kalten Arbeit. Doch gelang es ihnen endlich, und nach einigen Stunden waren sie mit ihren Köpflein ans Tageslicht emporgedrungen. Aber, o weh', der Schnee hatte ihnen alle Farbe weggebrannt, und sie waren weiß wie Linnen. „Tut nichts,“ sprach eins zum andern, und wiegten lustig ihre Krone hin und her, daß die Staubsäden darin wie Rämmerchen an die Wand schlugen und ein feiner Klang den Wald durchdrang. Das hörte der Winter und dachte: „Wird heilig der Frühling denn eingeläutet? Jetzt ist's Zeit, daß ich mich aus dem Staube

machte. Dem jungen, leichtfertigen Fant will ich aus dem Wege gehen; ich mag ihn nicht leiden.“ Da zog er seinen langen weißen Schneemantel an sich und machte sich davon. Der Lenz aber lauschte hinter einer Hecke, er trat nun hervor und sein erster Gruß galt den beiden Blumen. Zum Lohne für ihre Heldentat aber gab er ihnen den Namen „Schneeglöckchen“, weil sie den Winter mit seinem Schnee weggeläutet, den Frühling aber eingeläutet hatten.

Nach andern Berichten dagegen hat sich der Herr Winter nicht so bald ergeben. Eines Tages, nicht lange darauf, als die Blümchen aufgeblüht waren, kam er zurück in den Wald, sah die Glöcklein und freudig rief er aus: „Nun ist auch mir eine Blume gewachsen! Jetzt kann der Frühling nicht mehr sagen, daß er die echten Blumen bringen müsse, ich dagegen nur eifige Blumen an die Fenster malen könne, die keine Farben und Wohlgerüche besitzen und so schnell wieder zu Wasser zerrinnen. Im Schnee des Winters sind sie gewachsen aus der Erde heraus, darum heiße ich sie „Schneebumen“. Das hörte der Frühling hinter der Ede. Schnell sprang er hervor und sprach zum Winter: „Nicht dir, sondern mir gehören die Blumen. Ich habe sie aus dem Schlafe geweckt, und mit ihren Kronenglöcklein verkünden sie es ja laut, daß ich nun bald erscheine. Sie sollen daher „Frühlingsglöcklein“ heißen.“ So stritten sie heftig mit einander, welchem von beiden die Blümlein gehörten. Der liebe Gott, der den Streit nirgends gerne sieht, trat deshalb zwischen die beiden Streiter und wies sie zurecht. „Im Winter,“ so sagte er, „sind die Blümlein gewachsen, aber der warme Hauch des Frühlings hat sie zur Blüte gebracht. So mögen denn beide sie besitzen und ihrer sich freuen. Jeder darf ihnen von seinem Namen die Hälfte geben.“ Und so geschah es; sie heißen nun „Schneeglöckchen“, weil sie im Schnee des Winters wachsen, aber den warmen, blütenreisenden Frühling einläuten.

Der Lenz will kommen, der Winter ist aus,
Schneeglöckchen läutet: Heraus, heraus!
Heraus, ihr Schläfer in Flur und Haid,
Es ist nicht länger Schlafenszeit.
Ihr Säger hervor aus Feld und Wald,
Die Blüten erwachsen, sie kommen bald;
Und wer noch verschlummert im Winter haust —
Zum Leben und Weben heraus, heraus!

So läutet Schneeglöckchen durchs weite Land,
Da hören's die Schläfer allerhand;
Und es läutet fort zu Tag und Nacht,
Bis endlich alle samt aufgewacht;
Und läutet noch immer und schweigt nicht still;
Bis auch dein Herz erwachen will.

So öffne nun doch den engen Schrein,
 Zieh aus in die junge Welt hinein!
 In das große, weite Gotteshaus
 Erichwing dich, o Seele, und flieh hinaus
 Und halte Andacht und Stimme erheut
 In das volle, süße Frühlingsgeläut.

Scheuertin.

Sehen wir nun dieses wunderbare Glöcklein etwas näher an. Es gibt zwei Blümchen, welche den Namen „Schneeglöcklein“ tragen; beide sind einander sehr ähnlich, doch besitzt das eine, das „gemeine oder große Schneeglöckchen“ (*Galanthus nivalis*) 6 ungleichlange und ganz weiße Blumenblätter, das andere, die „Knotenblume“ oder das „kleine Schneeglöckchen“ (*Leucojum vernum*) 6 gleichgeformte, weiße, aber an der Spitze mit gelbgrünen Flecken versehene Blütenblätter. Das Glöcklein, (die 6 glockenförmig gewölbten Blumenblätter), hängt nach unten, gerade wie die Glocken droben im Kirchturm, und wir nehmen darin sogar 6 Klöppel wahr, offenbar zum Anschlagen an das feine Glockenmetall; es sind 6 Fäden mit großen Köpfen an der Spitze. Diese Klöppel sind aber nicht besonders dauerhaft; sobald sie berührt werden, entlassen sie einen gelben, feinen Staub, weshalb sie eigentlich Staubbeutel heißen. Zudem ist dieser Staub auch so zart, daß er vor jedem Tröpfchen Feuchtigkeit sorgfältig bewahrt und geschützt werden muß, sonst verdirbt er. Deswegen hängen die Glöckchen nach unten, um wie ein schützendes Dach Regen und Tau (in der Glocke ist es zu warm zum Ansätze des Taues) aus ihrem Innern und somit auch von dem Blütenstaub fern zu halten.

Nebst den bezeichneten 6 Staubgefäßen befindet sich in den Glöckchen aber noch ein bedeutend längerer, grüner Klöppel; man nennt ihn Stempel, und er besitzt zu unterst eine starke knotige Anschwellung, aus der später eine Frucht entsteht, weshalb sie Fruchtknoten heißt. Damit aber die Frucht sich ausbilde, muß der Blütenstaub auf den Stempel übertragen werden, und das nennt man die Bestäubung der Blüte. Nun verstehst du auch, warum der Stempel so lang und die Blumen so schön sind. Da die Blume herabhängt, so muß nun von selbst etwas Blumenstaub beim Herausfallen aus dem Staubbeutel auf den Stempel fallen und ihn bestäuben. Freilich fällt der meiste Blütenstaub an die innere Wandung der Blumenblätter, welche hier mit Drüsen besetzt sind, die einen klebrigen Saft absondern. Da bleibt nun der Blütenstaub hängen, bis die Blume verwelkt, wobei eben diese Blütenblätter sich eng an den Stempel anlegen und diesen also auch jetzt noch bestäuben, wenn es vielleicht zufälligerweise früher noch nicht geschehen. — Bei andern Pflanzen und auch bei einigen Blüten des Schneeglöckleins tun das zumeist die Insekten, Bienen, Hummeln und dgl.; allein zur Zeit, da die Schneeglöcklein blühen, sind eben noch gar wenige Insekten aus ihrer Winter-

ruhe erwacht, und findet daher ein Eingreifen dieser Tierchen in das Pflanzenleben in unserm Falle nur selten und ganz gelegentlich statt — deshalb also hier die Einrichtung der Selbstbestäubung, damit auf jeden Fall der Fortbestand des Pflänzchens gesichert sei. Auch für unser Schneepflänzchen ist es jedoch unbedingt besser, wenn die Insekten den Blütenstaub von einer Blüte herholen und ihn auf den Stempel legen; es gibt kräftigere, gesündere Früchtchen. Und deshalb ist auch dafür gesorgt, daß, sollte etwa ein frühmunteres Insektlein in der Nähe sich befinden, dasselbe sofort darauf aufmerksam gemacht wird, daß es hier etwas Arbeit gebe. Dies geschieht vorab durch die helle Farbe und die Größe der Blüte, wodurch sie sich recht auffällig macht. Und drinnen, ganz unten im Grunde der Blüte befindet sich zudem noch ein süßer und angenehm duftender Saft, der Blütenhonig, den die Insekten als ganz besondere Feinschmecker und Süßigkeitsschlecker gar gerne haben. Nun aber wollen diese kleinen Tierlein nicht als Schelme geschimpft werden, sie wollen den Honig und den Blütenstaub, den sie von der Blüte wegnehmen und als Nahrung verzehren, oder in ihre Wohnung hintragen, durch eine Gegenleistung bezahlen. Wenn sie nämlich den Honig schlürfen, so berühren sie notwendig die Staubgefäße, durch deren Bewegung immer etwas Blütenstaub auf die Unterseite des Insekts fällt, wo er dann in den Haaren längere Zeit hängen bleibt. Aber also- gleich fliegt das Insekt auf eine zweite Blüte; es berührt dort zuerst mit seiner Unterseite den langen, weiter herauschauenden Stempel, und notwendig müssen dabei einige Staubkörnchen auf demselben haften bleiben, denn er ist mit einem klebrigen Saft versehen, so daß kein Körnchen mehr, wenn es einmal hieher gelangt ist, entfliehen kann. Es paßt also alles ganz prächtig zusammen. Nichts ist umsonst gerade so gemacht, wie es gemacht worden. Beim kleinsten Blümchen schon ist alles wunderbar zweckmäßig eingerichtet.

Wie kommt es aber, wirst du nun fragen, daß das Schneeglöcklein so früh blüht? Wäre es nicht besser, wenn es seinen Vornik und sein ungestümes Wesen etwas zurückhalten und erst etwa im schönen Mai erscheinen würde?

Menschenkind! willst du es besser machen, als der liebe Gott, der es so gut gemeint hat mit dir, als er die Natur mit der für jede Jahreszeit passenden Pflanzenwelt ausstattete? Schau', wenn alles so über einen Leich geschlagen wäre, wie stünde es dann mit der so herrlichen Mannigfaltigkeit in der Blumenwelt, die uns jetzt das ganze Jahr hindurch erfreut? Gewiß ist es so schöner für uns. Und was wollten denn die kleinen Tierlein anfangen, die mit dem Erwachen des Frühlings

schon aus der Erde herauskriechen in der Hoffnung, allbereits etwas Süßes aus den schönen Blüthen herausholen zu können? Ja, es muß gerade so sein, wie es ist. Nehmen wir einziges Mädchen aus der Uhr heraus, so steht sie sofort still. Ebenso ist es mit der Ordnung in der Natur. Alles greift da so gut ineinander und ist so gut zusammengefügt, daß man nichts wegnehmen und anderswohin setzen, daß man nichts ändern kann, ohne Unordnung zu stiften und das Ganze in seinem Bestande zu gefährden.

Der liebe Gott hat denn auch unser Pflänzchen derart ausgestattet, daß es ihm gar nicht bange sein muß vor dem Erfrieren oder Verhungern. Schauen wir uns einmal die andern Teile der Pflanze genauer an. Ganz zu unterst ist die Pflanze dick angeschwollen. Was ist wohl das? Es ist eine Zwiebel, in allem ganz ähnlich der bekannten Küchenzwiebel. Wenn wir sie durchschneiden, so bemerken wir hier eine eigentümliche Anordnung der Pflanzenteile. Zu äußerst befinden sich einige eingetrocknete Schalenblätter, dann folgen viele saftige und dickere Blätter, zu innerst endlich kommt das Pflänzchen selber, möchte ich sagen, aber noch ganz klein und unausgebildet. Und nun frage ich, warum ist dies alles so?

Wie wir im Keller drunten den Winter hindurch die Küchenzwiebel aufbewahren, ohne daß sie gefriert und abstirbt, so bildet die Erde unter dem schützenden Schnee und der wärmenden Laubdecke in den Wäldern eine geeignete Wohnung den wildwachsenden Zwiebelpflanzen für die strenge Winterzeit. Daß die Zwiebeln im Keller und in der Erde drinn nicht absterben, ersehen wir daraus, daß sie im Frühjahr schon frühzeitig grüne Blätter treiben. Ob aber das Schneeglöcklein in seinem Winterbettlein doch nicht etwas friert? Warum nicht gar? Wenn die Kälte sogar noch tiefer in den Erdboden eindringen sollte als dahin, wo die Zwiebeln sich befinden, so sind die letztern doch so gut gegen die Kälte geschützt, daß an ein Frieren des Pflänzchens im Innern gar nicht zu denken ist. Der Grund hiefür liegt in den trockenen obersten Blättchen der Zwiebeln. Diese Blättchen haben ungefähr die gleiche Aufgabe für die Zwiebeln, wie die Haut für den Menschen und die Tiere. Beide, die Blättchen und die Haut leiten nämlich Kälte und Wärme sehr schlecht weiter, schließen also die innern Teile des Organismus von der äußern Luft so ab, daß die innere Wärme nicht entweicht und die äußere Kälte nicht eindringt.

Die innern Blattschalen dagegen enthalten in ihrem Saft verschiedene Nahrungsstoffe aufgelöst, sie sind die Vorratskammern der Schneeglöckchen. Den Sommer hindurch, solange viel Nahrung aus der

feuchten Erde in die Pflanze eindringt, wird dieser Nahrungsspeicher angelegt, damit das Pflänzchen im Frühjahr, sobald es aufwacht, — und eben zu einer Zeit schon, wo die Erde ihm noch keine Nahrung spendet, — nicht Hunger und Durst leide. Ist das nicht etwas Merkwürdiges? Haben denn diese Pflänzchen etwa wohl Verstand und Einsicht, die ihnen sagten, daß nach einiger Zeit der Winter komme, eine Zeit, wo es kalt sei und wo sie keine Nahrung mehr aus der Erde beziehen können? Sie sollen sich nun wohl versehen mit Nahrung und für ein warmes Winterkleidchen sorgen, damit sie jene lange Schreckenszeit im Erdboden drinn nicht hungern und frieren? O nein! die Pflänzchen haben solche Einsicht nicht; weder in sich selbst, noch in die äußere Natur hinein. Aber Gott, der Allweise und Allgütige, er weiß, was die Geschöpfe zu jeder Zeit nötig haben, und er sorgt für alle: er gibt ihnen solche Fähigkeiten, daß sie ohne Überlegung und unwillkürlich all das vollziehen, was zu ihrem Nutzen gereicht. Und nun weißt du auch, warum das Schneeglöckchen im Frühling beinahe zuerst von allen Blumen da ist. Weil in der Zwiebel drinn so viele Nahrung aufgespeichert ist, kann es so an den saftigen Blättern frisch drauf los trinken und kräftig anbeißen, so daß es bald groß und stark wird.

Und betrachten wir schließlich noch das kleine Pflänzchen im Innersten der Zwiebel, die Knospe für die aufsteimende Pflanze, so sehen wir auch diese noch einmal von Deckblättern warm eingehüllt. Freilich entwickeln sich diese erst dann recht, wenn die junge Pflanze den Erdboden und die Schneedecke durchbricht, und auch erst jetzt sind sie eigentlich notwendig: ihre Hauptaufgabe besteht nun darin, wie ein Bohrhämmerchen den Platz zu schaffen, d. h. frei zu machen für die nachwachsende, noch zarte Pflanze, damit diese ja nicht verletzt werde. Und hat einmal die Pflanze sich herausgewunden ans helle Licht und an die freie Luft, da kommen neue Gefahren für sie: das zu grelle Licht der Sonne und die rauhen Lüfte der Nacht und der kalten Frühlingstage, namentlich für die Zeit, wo die Blütenknospe noch nicht sich geöffnet hat. Und auch für diese Fälle ist wieder trefflich gesorgt durch das große scheidenartige Blatt, welches die Blütenknospe sorgsam einhüllt und zudeckt und dadurch ebenso die schädlichen direkten Sonnenstrahlen wie jeden kalten Lufthauch, von diesem zarten Organe abhält.

Wie die Pflanze auf diese Weise gegen alle nachteiligen Einflüsse der Witterung geschützt ist, so auch gegen jene Tiere, die im Erdboden drinn, von Pflanzenstoffen sich ernährend, gar zu gerne auf die Zwiebel ihre Angriffe richten möchten. Hier ist ja eine Fülle von Nahrungsstoffen vorrätig — also frisch zugegriffen! Doch nein, das lassen die Tiere

wohlweislich bleiben. Es käme ihnen wahrhaft übel zu stehen, und die Tiere sind nicht so unvernünftig wie manchmal die Menschen, die oftmals ihre Lust nicht bezwingen wollen, wenn sie auch wissen, daß es ihnen zum Verderben gereicht. Der Saft der Zwiebel, so vortrefflich er für die Pflanze wirkt, ist brechenerregendes Gift für die Tiere, das merken sie ihm schon von weitem an und tun daher der Zwiebel nichts zu leide. Und das ist nochmals ein Beweis für ein geordnetes Zusammenwirken und Zusammenleben der Geschöpfe Gottes in der großen Natur.

Auf den Fluren ausgebreitet
Leuchten noch des Winters Decken,
Und der Strahl der Sonne gleitet
Drüberhin, um aufzuwecken;
Da durchbricht die kalte Rinde
Schnell das überell'ge Glöckchen.
O, verschont es rauhe Winde,
Belet weich es, duft'ge Glöckchen!

Erstlingsblümchen, sei willkommen!
Wirft den Frühling du bedeuten,
Bist du wohl so früh gekommen,
Um die Feier einzuläuten?
Hat man drum dich so geheizen,
Daß ein leises Lenzesflingen,
Wenn des Winters Bande reißen,
Sollte in die Seele dringen?

Rinde nun auch mir den Frieden
Nach des Herzens Wintertürmen,
Daß ihm Ruhe sei beschieden,
Ob sich auch die Wolken türmen!
Wie der Sonnenstrahl die Fluren
Wieder weckt zu neuem Leben,
Möchten so der Hoffnung Spuren
Mir auch Lebensnahrung geben.

A. Stelter.

Auch ein Pädagoge! Am 30. September 420 starb der heilige Kirchenlehrer Hieronymus, 346 zu Stridon im heutigen Jährien geboren. Derselbe studierte zu Rom und wurde dort Christ. Dann machte er mit seinem Freunde Bonosus eine Reise nach Gallien und an den Hof Kaiser Valentinians I. zu Trier, lebte einige Zeit in einem Kloster zu Aquileja und begab sich hierauf nach dem Morgenlande, wo er vier Jahre in der Wüste, beim Studium und den Bußübungen lebend, zubrachte. Nach einem nochmaligen dreijährigen Aufenthalt in Rom ließ er sich in Bethlehem nieder, wo die heilige Paula ihm ein Kloster bauen ließ, und wo er sein tätiges Leben beschloß. Seine vierzig lateinischen Werke sind in fünf Folianten erschienen und sonst öfters gedruckt worden. Am meisten hat er sich verdient gemacht durch die Verbesserung und Neubearbeitung der lateinischen Uebersetzung der heiligen Schrift, welche Arbeit unter dem Namen „Vulgata“ in der Kirche die nämliche Geltung wie der Urtext hat.